

ist. Mit anderen Worten, kann die Kirche den Koreanern helfen, die Fremdherrschaft zu überwinden, wenn sie selbst beschuldigt wird, ein Vertreter ausländischer Mächte zu sein? Ein wirklicher Prüfstein für die Kirche wäre es zu untersuchen, ob sie sich mit den ursprünglichen Wünschen des koreanischen Volkes identifizieren kann oder nicht. Kann sich die Kirche mit den Menschen identifizieren, ohne sich in chauvinistischem Nationalismus zu verstricken? Kann die Kirche ihren Dienst den Menschen anbieten, ohne von ihrem eigenen Proselytismus besessen zu sein? Wie schon früher beobachtet, spielten die Kirchen in Korea eine bedeutende Rolle als Katalysator, der das Verlangen der Menschen in bestimmte Richtungen leitete und ihnen half, über die gegenwärtige nationale Lage hinaus zu schauen. Zudem, wenn es zu wichtigen Angelegenheiten des Landes kam, schlossen sich die Kirchen zusammen und überwandern auf diese Weise interne Trennungen. Deshalb besteht die Möglichkeit, daß die Kirchen durch die Fragen von Frieden und Wiedervereinigung erneut zusammenkommen. Auf dem Hintergrund dieser Hoffnungen und Erwartungen plant der Nationale Kirchenrat von Korea eine weitreichende Plattform auf nationaler Ebene aufzubauen, auf der jede Kirche ihren Platz finden kann und zur Mitarbeit ermutigt wird. Die Zukunft wird schwierig sein, aber der unerschütterliche Glaube an Gottes letztendliche Herrschaft wird es den Kirchen ermöglichen, auf festem Grund zu stehen.

Oh Jae Shik

Übersetzt aus dem Englischen von Margret Preisler.

Als Stipendiat in Peru

Bericht über ein Studienjahr in Peru
(Mai 1984 bis April 1985)

„Je länger wir hier sind, desto weniger verstehen wir die Leute.“ Diese Worte eines Mitglieds der Schweizer Indianermission umschreiben die Grenzen dessen, was ein „Gringo“ in Lateinamerika verstehen kann, selbst nach langjährigem Aufenthalt und Mitleben mit den Einheimischen. Um so mehr bin ich mir bewußt, daß ich nach einem Jahr nur an der Oberfläche dieser lateinamerikanischen Wirklichkeit gekratzt habe. In dem nachfolgenden Bericht habe ich versucht, meine Eindrücke und Einsichten zu systematisieren.

1. Peru als ein Land der Dritten Welt

Die nachhaltigste Erfahrung war insgesamt das Kennenlernen eines Landes der Dritten Welt, nicht mehr aus Büchern, Fotos und Zeitschriften, sondern aus eigener Anschauung. Von „Erfahrung“ zu reden, wäre dabei vermessen, denn ein Gringo, der immer noch genügend Geld hat zurückzukehren, selbst im schlimmsten Fall noch Freunde und Verwandte in Europa hat, die etwas für ihn unternehmen können, kann die Situation der Einheimischen nicht voll nachempfinden.

Dennoch blieben tiefe Eindrücke: das harte Leben der Campesinos in ihren weltabgeschiedenen Dörfern, ihre Nahrung, die oft nur aus Kartoffeln und Wasser (und Coca) besteht, ihr Leben ohne einen einzigen Tag der Erholung, ohne Möglichkeit, einmal etwas anderes zu sehen als ihr Dorf. Das Leben in den Elendsvierteln Limas, das in mancher Hinsicht noch erdrückender ist bei der unglaublichen Ansammlung von Menschen in einem Meer von Hütten, Sand, Müll und erdrückender Hitze; das Mitleiden, wenn sie nicht wissen, wovon sie etwas zu essen kaufen sollen, wo Kinder sterben an mangelhafter Ernährung, medizinischer Versorgung und haarsträubenden hygienischen Verhältnissen; das Mitleiden mit denen, die mit geballter Faust leben angesichts der so unverblühten Ungerechtigkeiten. Gerade in Lima stehen die sozialen Unterschiede alltäglich vor Augen: Villengegenden mit Swimming-Pools, Wächtern, Mercedes-Limousinen (dort viermal so teuer wie in Deutschland), andererseits die Elendsviertel, wo eine Familie in einem Raum zusammengepfercht lebt, wohin man nach Arbeitsschluß um 18 Uhr nur nach stundenlangem Schlangestehen an der Bushaltestelle und stundenlang er, ermüdender Busfahrt gelangt, gar nicht zu reden von den Zahllosen, die ganz ohne Wohnsitz sind, den Straßenkindern, die auf öffentlichen Plätzen übernachten und tagsüber Zeitungen verkaufen oder von dem leben, was sie erbetteln oder im Müll finden. Von der Würde des Menschen zu sprechen, hat für mich angesichts all dessen eine neue Bedeutung erfahren.

Die Gründe für diese soziale Situation sind vielschichtig — man könnte sie in externe und interne Gründe einteilen.

Die externen Gründe liegen in der völligen Abhängigkeit der peruanischen Wirtschaft von den kapitalistischen Zentren Nordamerikas, Europas und Japans. Transnationale Konzerne beherrschen den Markt fast total — vom Kraftwagen über die Medizin bis zur alltäglichen Ernährung. Die Öffnung des Landes unter der gegenwärtigen Regierung Belaunde, z. T. erzwungen durch den Internationalen Währungsfonds, hat dies im wesentlichen ermöglicht. Diese Beherrschung hat den Abfluß des überwiegenden Teils des Kapitals ins Ausland zur Folge — Kapital, das für den Aufbau des Landes fehlt. Die transnationalen Konzerne richten im übrigen den Markt nicht an den Interessen der Bevölkerung, sondern in erster Linie nach eigenen Gewinninteressen aus. Ein Beispiel: Die Verarbeitung sämtlicher Frischmilch im Land liegt in den Händen zweier Konzerne — Nestlé und Carnation. Sie kaufen die Frischmilch auf und verarbeiten sie weiter zu Kondensmilch, weshalb ein solch wichtiges Grundnahrungsmittel wie Frischmilch — wichtig gerade für kleine Kinder! — fast nicht mehr zu haben ist. Die Folgen für die Kinder sind tödlich. Die mangelhafte Versorgung mit Frischmilch dürfte in meiner Gastfamilie dazu beigetragen haben, daß zwei von drei Kleinkindern das erste Lebensjahr nicht überlebten.

Ein anderes Beispiel: mein Zimmernachbar erkrankte an einer Infektion. Nachdem eine Krankenschwester ihm ein Medikament gereicht hatte, nahm sein Fieber noch zu, fast bis zu lebensbedrohlichen Höhen. Ein Landsmann (US-Amerikaner) und Medizinstudent vermochte ihn schließlich aufzuklären, daß das nordamerikanische Medikament in den Vereinigten Staaten verboten ist, da es bereits Blutkrankheiten und Todesfälle verursachte. Apotheken bieten in Peru in beträchtlichen Mengen Medikamente aus Nordamerika und Europa an, die dort bereits verboten sind.

Dies gilt auch für den Videosektor. Der entwickelte Norden, namentlich die USA, beherrschen auch den Bildschirm zu fast 100 %. Dadurch geht eine kulturelle Invasion

vonstatten. Der Peruaner internalisiert die nordamerikanischen Werte als die fortschrittlichen; die peruanische Jugend ist verrückt nach Michael Jackson. Mit großer Selbstverständlichkeit wird Coca-Cola getrunken, auch dort, wo eine wunderbare Vielfalt der viel gesünderen einheimischen Fruchtsäfte angeboten wird. Mehr und mehr geht das Bewußtsein eigener Werte verloren; so wird der Peruaner empfänglich für die Werbung des kapitalistischen Nordens. Die kulturelle Invasion mit Fernsehprogrammen und Musikcassetten unterstützen wirkungsvoll die wirtschaftliche Invasion transnationaler Konzerne.

Die *internen* Gründe liegen in der Herrschaft einer privilegierten Oberschicht, die ihre Privilegien mit aller Macht verteidigt. Ein General verdient z.Zt. steuerfrei etwa das Hundertfache eines Hauptschullehrers, genießt Chauffeur, Hausangestellte, Benzin etc. auf Staatskosten. Der Staatshaushalt 1984 sah, nach den mir zugänglichen Informationen, 40 % für Schuldentilgung, 25 % für das Militär, 4 % für Gesundheit und 3 % für Erziehung vor. Etwa zur selben Zeit, als in Lima eine Meningitis-Epidemie wütete und der Gesundheitsminister lapidar feststellte, für Impfungen sei kein Geld vorhanden, kaufte der Staat 26 neue Mirage-Kampfflugzeuge. Überflüssig zu erwähnen, daß der Meningitis vor allem Bewohner der Armenviertel zum Opfer fallen, deren unhygienische Lebensbedingungen die Ansteckung erleichtern.

Für Peru kann nicht bestritten werden, daß die Reichen auf Kosten der Armen reich sind, daß ohne die Beseitigung vorhandener Privilegien kein tiefgreifender sozialer Fortschritt möglich sein wird. Dies aber ist eine Machtfrage. Welche demokratisch gewählte Regierung hat die notwendige Macht? Vor den Präsidentschaftswahlen im Jahr 1985 war die Ansicht allgemein verbreitet, daß beim Sieg einer der beiden linksgerichteten Parteien die Militärs eventuellen Experimenten rasch ein Ende bereiten würden.

Wir in Europa erwarten, daß durch allgemeine Wahlen in jenen Ländern wirklich demokratische Verhältnisse einkehren, von der Bevölkerung gewählte und kontrollierte Organe das Sagen haben und sich damit auch eine gewisse soziale Gerechtigkeit einstellt. Dies ist ein Trugschluß. Allgemeine Wahlen sind in Peru bislang immer Fassade geblieben, die an den wahren Machtstrukturen nichts geändert haben.

Daß externe und interne Gründe zusammenhängen, versteht sich von selbst, hat doch gerade die Oberschicht ein Interesse an den teuren ausländischen Luxusgütern, haben doch Militärs und französische Lieferanten zugleich ein Interesse an der Anschaffung von Mirage-Flugzeugen.

Es wird also deutlich, daß es keine monokausale Begründung für die Armut und folglich auch nicht *die* eine Lösung gibt. In dieser Hinsicht bin ich durch meinen Aufenthalt wesentlich vorsichtiger geworden.

Einer der nachhaltigsten Eindrücke war für mich die Widersprüchlichkeit peruianischer Wirklichkeit, die jedes Urteilen ungeheuer schwer macht. Einerseits ist mir eine Sanftheit in der peruanischen Mentalität aufgefallen — die Aggressivität im Verkehr ist z.B. eindeutig geringer —, andererseits ist immer wieder von der erschreckenden Brutalität zu hören, mit der in der Provinz Ayacucho Menschen getötet, z.B. bei lebendigem Leib vergraben oder verbrannt werden.

Einerseits ist der Kommunismus offiziell der große Feind, der in Ayacucho Unruhe sät, andererseits verträgt es sich damit offenbar durchaus, russische Ausbilder in der Armee zu beherbergen.

Zwiespältig ist auch die Haltung gegenüber dem Fremden: einerseits ist der „Gringo“ das große Leitbild, fühlt sich ein Campesino unendlich stolz, wenn einmal ein Gringo zu Gast in seiner Hütte war. Andererseits besteht ein Mißtrauen gegenüber Fremden, das Campesinos schon in verschiedenen Fällen zum Mord an europäischen Wirtschaftlern trieb — ein Mißtrauen, das natürlich von der ganzen Geschichte des Kolonialismus her verstanden werden will.

Zuletzt: ich erlebte Peru auch als ein von bewaffneten Auseinandersetzungen geschütteltes Land. Ermüdende Ausweiskontrollen bei Überlandfahrten und fast regelmäßiger Stromausfall in Lima und anderen Städten, verbunden mit Feuerzeichen auf den umgebenden Hügeln (Hammer und Sichel), gehören dazu. In der Regierungsversion sind die Terroristen ausländische Banden. Als Ausländer war ich darum immer wieder Verdächtigungen ausgesetzt, mußte immer wieder meine Papiere vorzeigen und wurde einmal unter Spionageverdacht verhaftet.

2. Die Rolle der Frau in der peruanischen Gesellschaft

Die Geschichte Perus war von jeher eine Geschichte der Unterdrückung. Entsprechend war Erziehung noch nie darauf ausgerichtet, kreative und kritisch denkende Menschen zu erziehen, sondern gehorsame Untertanen, die die Werte der Unterdrücker internalisieren. Bis heute sind die Schüler zum passiven Belehrtwerden verurteilt. Entsprechend war in einer Frauengruppe eines Elendsviertels in Lima, wo ich regelmäßig über die Bibel sprach, nach einiger Zeit zu hören, die Frauen wollten nicht so viel reden, sie kämen schließlich, um belehrt zu werden.

Die „Internalisierung des Unterdrückers“ ist allenthalben sichtbar. Unter den Armen selbst haben sich patriarchalische und unterdrückerische Traditionen gebildet. Auf einer Hacienda wird der Vorarbeiter stets mehr gefürchtet als der Großgrundbesitzer.

Ganz besonders wird diese „Internalisierung des Unterdrückers“ aber deutlich in der Unterdrückung der Frau durch den Mann.

Es widerspricht dem Ehrenkodex durchaus nicht, sondern gilt als Ausdruck von Männlichkeit, wenn ein Mann mehrere Frauen gleichzeitig „hat“(!), seine Frau mit 6, 8 oder 10 Kindern im Stich läßt, samstags den Wochenverdienst vertrinkt und dann zu Hause Frau und Kinder schlägt. Oft hängt die ganze Verantwortung für das Überleben der Familie an der Frau, die auf dem Feld arbeitet, Kinder erzieht, noch auf dem Markt Waren verkauft. Vor allem in solchen Fällen, wo der Mann sich entschied, mit einer anderen Frau zusammenzuleben, trägt die Mutter die Verantwortung.

Dieser Verantwortung entspricht auch nicht annähernd die Stellung und Wertschätzung der Frau in der Gesellschaft. In herausgehobenen Positionen, etwa als Katechisten, sind sie fast überhaupt nicht anzutreffen. In der Dörfern sitzen sie bei Gottesdiensten oft abseits. Der Friedensgruß wird nur unter Männern geteilt. Mädchen werden auf dem Land meist nach einem Jahr aus der Schule genommen, da Lesen und Schreiben als Männer-, Haushalt und Kindererziehung dagegen als Frauensache gilt. Diese mangelnde Schulbildung beschränkt die Mitsprachemöglichkeit der Frau entscheidend.

Nationale Befreiung schließt also eine Beendigung der unterdrückerischen Strukturen innerhalb der Armen ein. Der Unterdrückte muß sich auch vom Unterdrücker in sich selbst befreien.

3. Als „Gringo“ in Peru

Gringo sein heißt in einem Land wie Peru grundsätzlich anders sein, nicht dazugehören. Man fällt schon allein äußerlich auf — durch die größere Gestalt, helleren Haare, helle Haut, evtl. blauen Augen. Für die Peruaner ist der Gringo der Repräsentant einer Welt, die er mit Sehnsucht und Neugierde, aber auch mit Neid und Eifersucht sieht und durch schüchterne Kontaktaufnahme mit dem Gringo etwas näher kennenlernen möchte. Gringo, das ist der, der hat, was der Peruaner nicht hat, aber gerne hätte: Geld, Möglichkeit zu reisen, Welterfahrung, Ausbildung, Sprachkenntnisse, Beziehungen. . .

Seit dem Kolonialismus ist dem Einheimischen eingepflanzt worden, daß er nichts weiß und der Gringo alles, daß er deshalb vom Gringo zu lernen, ihn aber nicht zu kritisieren oder sich gar gegen ihn aufzulehnen hat. Jeglicher Versuch in dieser Hinsicht war lebensgefährlich. Schon von daher erklärt sich wohl die oben beschriebene Verschlossenheit vieler Peruaner mir als Fremdem gegenüber. Sie haben gelernt, daß es nicht von Vorteil ist, die Breitseite zu zeigen. Campesinos wagen nicht nachzufragen, geschweige denn kritische Gedanken zu äußern. In Bibelgesprächen nickten sie stets freundlich mit einem „Ja, Pastor“, bis ich gegen Ende feststellte, daß nichts von meinen Worten angekommen war.

Troy Beretta, Präsident der Lutheran Church in America-Mission, erzählte, daß nach 6 Jahren erstmals ein Peruaner gewagt hätte, ihn zu kritisieren!

All dies bedeutet entscheidende Kommunikationsschranken zwischen Einheimischem und Gringo. Diese müssen bei jeglicher Arbeit von Ausländern — etwa europäischer Missionen — bedacht werden. Auch Entwicklungsarbeit — ob staatlich oder kirchlich — steht unter den Vorzeichen, daß der Peruaner häufig denkt, er könne nichts, der Gringo müsse also alles für ihn tun, wodurch sich patriarchalische Verhältnisse verewigen, wenn der Europäer nicht selbst gegensteuert.

4. Überlegungen zur Aufgabe christlicher Mission in Peru heute

Jede christliche Mission aus der Nordhalbkugel muß darauf achten, nicht das Bild zu bestätigen vom Peruaner, der nichts kann, und dem Gringo, der (fast) alles kann und darum die Dinge für den Peruaner in die Hand nehmen muß. Das bedeutet: der Gringo darf nicht an vorderster Stelle arbeiten. Er sollte nicht nach europäischem Vorbild als Gemeindepfarrer auftreten, der alles macht für „seine“ peruanischen Schafe. Er sollte sich auf das beschränken, was hier „capacitación“ (etwa „Fortbildung“) genannt wird. Ann Beretta sagte zutreffend: „Ein Missionar muß heute so unsichtbar wie möglich wirken.“ Daß sich dies mit persönlichen Wünschen überkreuzen kann, versteht sich.

Das Gebot der Stunde heißt „Ausbildung einheimischer Kräfte“. Die Einheimischen kennen Sprache, Gedankenwelt und Brauchtum ihres Volkes viel besser als wir Europäer. Ein Europäer kann u.U. mehr zerstören als aufbauen. Ein Beispiel: in der Tradition eines Urwaldstammes ist der Morgenstern ein Negativsymbol, denn nach ihrer Mythologie war er nicht brav, wurde aus dem Chor der Sterne ausgestoßen und muß nun am Morgenhimmel alleine leuchten. Den Morgenstern in unserem Sinne als Symbol der Hoffnung zu benutzen, würde dort also auf ungeahnt negative Reaktionen stoßen. Darum müssen Einheimische als Missionare arbeiten, die um solche Vorstellungen wissen.

So hat die Mission der Lutheran Church in America (LCA) ihre Arbeit in den letzten Jahren gründlich überdacht und ihre „Strategie“ entsprechend geändert. Arbeitete sie früher nach dem traditionellen Modell, daß ihre Missionare Pfarrer einheimischer Gemeinden waren und diese reichlich mit Dollars versorgten, so ist heute kein Missionar mehr Gemeindepfarrer. Sie halten sich im Hintergrund, bilden einheimische Kräfte heran, die ihre Gemeinden selbst leiten, und entwickeln anstatt großzügiger Fremdfinanzierung Organisationsformen, die die Gemeinden unabhängig machen.

5. Volksreligiosität in Peru

Den „Hunger nach Gott“ bezeichnete Papst Johannes Paul II. als das Beeindruckendste seiner Peru-Reise im Februar 1985. In der Tat findet man eine tiefe, selbstverständliche, alle Lebensbereiche umfassende Religiosität vor, mit steigender Intensität, je weiter man die soziale Leiter nach unten steigt. Eines der nachhaltigsten Erlebnisse war für mich der Besuch in Sancomarca bei Cuzco, zusammen mit dem methodistischen Pfarrer. In dieses Dorf hoch in den Bergen, nur nach einem kräftezehrenden Fußmarsch erreichbar, abgeschnitten von allen Verbindungen, war bis 1980 kein Geistlicher gekommen, niemand war getauft — es gehörte zu den im wahrsten Sinne des Wortes vergessenen Dörfern. Wie bestürmten uns die Bewohner, zu predigen, bestimmte Bibelstellen zu erklären, mit den Kranken zu beten, ihnen die Hände aufzulegen, Gast in ihren Häusern zu sein!

Die Religiosität ist allumfassend. Das Geistliche ist im Alltagsleben stets gegenwärtig. So sah ich, wie eine Mutter ihren Sohn segnete, bevor er seine neue Arbeitsstelle antrat. Im Bus bekreuzigen sich Insassen, wenn sie an einer Kirche vorbeifahren. Jeder Stadtbus in Lima trägt den Namen eines/einer Schutzheiligen, von dem bzw. von der man sich Schutz auf allen Fahrten verspricht.

Die für uns gewohnte Trennung zwischen Weltlichem und Geistlichem besteht also so nicht. Bei Prozessionen habe ich nicht selten erlebt, daß recht unbeschwerte bis ausgelassene Musik gespielt wurde.

Das wichtigste Ereignis im Jahr ist das oft mehrtägige Patronatsfest, bei dem es an Prozessionen, Tänzen und Stierkämpfen nicht mangelt. „Stierkampf zu Ehren der Heiligen Jungfrau“ sah ich in einem Falle angekündigt. Jedes Dorf hat seinen Dorfheiligen und Schutzpatron. Patron und Patronatsfest sind für die Identität eines Dorfes nicht zu unterschätzen.

Schwer verständlich ist für mich die Mischung von Christentum und Heidentum bzw. die Synthese zwischen Katholizismus und vorspanischen Traditionen geblieben. Dazu gehören die „Brujos“ (Zauberer) in der Selva (Urwaldgebiet), die mit geheimnisvollen Zeremonien Kranke angeblich heilen. Auch getaufte Christen geben dafür oft ihr ganzes Geld aus, und erst, wenn der Brujo nicht hilft, suchen sie einen Arzt oder Missionar auf.

In den Bergen gibt es nach wie vor den Kult der Pachamama (Mutter Erde) mit einem alljährlichen Ritus ihr zu Ehren. Die Berge gelten als von Berggeistern bewohnt. Die katholische Kirche hat auf jeden Berg ein Kreuz gesetzt und führt Prozessionen zu denselben durch. Es scheint aber, daß die meisten wegen der Berggeister daran teilnehmen, für die sie immer noch verborgene Altäre unterhalten.

Dieses Beispiel kennzeichnet auch die Missionsstrategie der katholischen Kirche über die Jahrhunderte hinweg: kein radikaler Bruch mit den Traditionen, sondern der Versuch, diese zu „taufen“.

Daneben treibt die Volksreligiosität abstruse, mit Geschäftsinteressen vermengte Blüten. In Copacabana am Titicacasee, jenseits der Grenze in Bolivien gelegen, kaufen die Pilger auf dem Gipfel des Kalvarienberges in großen Mengen „Spielzeug“-Häuser, -Autos usw. in dem Glauben, dann innerhalb eines Jahres tatsächlich ein Haus, ein Auto etc. zu besitzen.

Die Volksreligiosität „der“ Peruaner blieb für mich als Gringo das am schwersten zugängliche Phänomen, das für mich auch immer wieder der Gemeinsamkeit mit den Einheimischen Grenzen setzte.

Bei allen Fragwürdigkeiten sind jedoch die tiefe Frömmigkeit, die ganzheitliche Religiosität und das Bewußtsein, Teil eines ökologischen Ganzen zu sein, positiv zu sehen. Letzteres ist vor allem auf dem Land vorfindbar, etwa in Gestalt des Pachamama-Kultes mit seinem alljährlichen zur Zeit der Aussaat begangenen Ritus.

6. Die kirchliche Situation

Peru ist ein katholisches Land. Jedenfalls gehören weit über 90 % der Bevölkerung der katholischen Kirche an.

Katholische Feste bestimmen den Ablauf des Jahres, die öffentlichen Anlässe und die arbeitsfreien Tage. Marien- und Heiligenfiguren säumen die Straßen und hängen in öffentlichen Einrichtungen und Verkehrsmitteln.

Die Situation der katholischen Kirche ist stark durch den ungeheuren Priestermangel gekennzeichnet. Rund 80 % der Geistlichen sind Ausländer. Dies hat, durch all die Jahrhunderte spanischer Herrschaft, vor allem zwei Folgen hervorgebracht: eine chronische „Unterversorgung“ ländlicher Gebiete, da die große Mehrzahl der Priester es vorzog, in der Stadt zu wirken, und dort, wo die Kirche auf dem Land präsent ist, übergroße Parochien. Die Parochie Bambamarca mit 2 Priestern und 5 Ordensschwestern umfaßt eine Vielzahl von Dörfern mit insgesamt 70.000 Bewohnern. Die Parochie Ilave am Titicacasee, kaum besser bestückt, umfaßt sogar 225 Dörfer und gewiß mehr als 70.000 Bewohner.

Das Lesen der Bibel war bis in unser Jahrhundert dem Laien verboten. Der Vorgang bei der Gefangennahme des Inkas Atahualpa in Cajamarca, als dieser eine Bibel an sein Ohr hielt und sie dann zu Boden warf, weil sie ihm nichts sagte, ist von symbolischer Bedeutung für das Verhältnis der meisten Peruaner zur Bibel: sie blieb trotz aller Mission bis in unsere Zeit ein fremdes Buch. Protestanten können heute noch erzählen, wie bis vor wenigen Jahrzehnten ihre Bibeln öffentlich verbrannt wurden. Erst im Zuge der Theologie der Befreiung und im Gefolge von Medellín, der Konferenz lateinamerikanischer Bischöfe 1968, wird die Bibel der breiten Bevölkerung vermittelt.

In den letzten Jahren sind religiöse Splittergruppen wie Pilze aus dem Boden geschossen: Mormonen, Pfingstler, Evangelisten, Pilger, Adventisten, Zeugen Jehovas, Israeliten, Allianz-Kirche, Versammlung Gottes . . . Sie kommen in ihrer Mehrzahl aus den USA, erhalten vielfach von dort reichlich finanzielle Unterstützung, die ihnen eine missionarische Werbung in großem Stil, oft mit Radiosendungen, ermöglicht.

Es ist nicht zu übersehen, daß diese Gruppen in ein Vacuum einströmen, das die katholische Kirche durch ihre mangelnde Präsenz auf dem Lande und die mangelnde biblische Unterweisung hinterlassen hat. Manche ziehen auch die kleine, überschaubare Gemeinschaft der Anonymität der riesigen katholischen Pfarreien vor. Zerbro-

chene Familien und alleingelassene Mütter finden dort eine neue „Nestwärme“. Zudem sind wohlhabende Kirchen wie die „Kirche Jesu Christ der Heiligen der letzten Tage“ (Mormonen) finanziell attraktiv für eine Mutter, die kaum mehr weiß, wie sie ihre Kinder ernähren soll.

Diese christlichen Gruppen definieren ihre Identität in erster Linie im Antikatholizismus, was angesichts der erdrückenden Präsenz der katholischen Kirche verständlich ist, aber doch bei vielen zu einer fragwürdigen sektenhaften Abschottung führt.

Fast alle diese Kirchen zeichnen sich durch eifriges Bibelstudium aus und stoßen damit in ein von der katholischen Kirche hinterlassenes Vakuum vor. Indirekt zwingen sie die Katholiken wiederum, mehr als bisher biblisch zu argumentieren, woraus das Bedürfnis entsteht, es nun doch genau zu wissen und selbst nachzusehen. Aufgrund ihres antikatholischen Bibeleiens und ihrer mangelhaften theologischen Ausbildung sind fast alle Kleingruppen fundamentalistisch ausgerichtet.

Ihnen anzugehören, bedeutet im allgemeinen einen radikalen Bruch: der Bekehrte trinkt nicht mehr, meidet entsprechende Feste; er befließigt sich eines „ordentlichen“ Lebenswandels. Dies führt in den Bergen häufig zum Bruch der Dorfgemeinschaften. Das gemeinsame Feiern ist so nicht mehr möglich. Gemeinsame Aufgaben — Bau einer Straße oder einer Brücke — werden selten gemeinsam angegangen. Das gegenseitige Mißtrauen ist beträchtlich, worunter vor allem die Protestanten als kleine Minderheit zu leiden haben. In einzelnen Fällen führte dies bis zu dem Versuch, Protestanten zu verbrennen. Ein Schweizer Missionar entging nur durch Fürsprache der Dorflehrerin dem Kerosin, das bereits für ihn bereitstand.

In dieser Situation habe ich mit Kollegen oft die Frage diskutiert: Was kann hier der Beitrag der Lutheraner sein? Worin kann die Identität einer im Aufbau begriffenen lutherischen Kirche in Peru liegen? Es kann ja nicht darum gehen, der Vielzahl vorhandener Sekten nur noch eine weitere an die Seite zu stellen.

Eine lutherische Kirche muß sowohl die traditionellen Fehler der katholischen Kirche — Ausklammerung der Bibel, hierarchielastige Struktur, Verbreitung theologischen Opiums — als auch die verschiedener Sekten — die Abgrenzung anderen gegenüber — vermeiden. Sie muß eine fest auf dem Fundament der Bibel stehende Kirche sein, die sich durch ökumenische Offenheit und Kooperationsfähigkeit auszeichnet. Wieweit dies angesichts der ungleichen Zahlenverhältnisse möglich ist, muß erprobt werden.

7. Basisgemeinden in Peru

Das Phänomen der Basisgemeinden muß von der Situation der katholischen Kirche her verstanden werden. Der Priestermangel zwang und zwingt dazu, eine größere Zahl von Laien heranzubilden (als Katechisten etwa). In der Parochie Bambamarca gibt es in jedem Dorf Katechisten, die Gottesdienste leiten, und sogar „Täufer“, die Taufen durchführen. In jedem Dorf trifft sich regelmäßig ein Equipo Pastoral (Kreis von Gemeindemitarbeitern), ebenso wie sich „Rondas Campesinas“ treffen, die die Dörfer schützen und Nachtwachen gegen Viehdiebe organisieren. Jedes Dorf bildet auf diese Weise eine Basisgemeinde.

Selten ist die Aktivität der Laien soweit fortgeschritten wie in Bambamarca. Die entscheidende Frage bleibt immer wieder: Woher kommt die Initiative? Handelt es sich „nur“ um eine Initiative der Hierarchie, die zu ihrer Entlastung ein paar Gehilfen heranbildet, ansonsten aber weiterhin alles unter Kontrolle behält, die Bevölkerung

zu passiven Empfängern ihrer Fürsorge verurteilt und jegliche Eigeninitiative mit Argwohn sieht (wie ich es oft beobachtete)? Oder handelt es sich um eine Initiative der Dorf- oder Stadtteilgemeinschaft, die ihr weltliches wie religiöses Leben unabhängig von der kirchlichen Hierarchie organisiert, nicht von deren Zustimmung oder Ablehnung abhängt und nicht mit dem Weggang eines aktiven Priesters oder eines fortschrittlichen Bischofs zusammenbricht?

Basisgemeinde im strengen Sinn ist nur das zweite. Dabei typisch für die ganzheitliche Lebensweise, die nicht unsere Trennung von Geistlichem und Weltlichem kennt: auf den Dörfern bilden Equipo Pastoral und Rondas Campesinas eng verflochtene Organisationsformen. Oft handelt es sich dabei um den nahezu identischen Personensamm: wer sich in den Rondas Campesinas bewährt hat, genießt auch das Vertrauen, ins Equipo Pastoral gewählt zu werden und umgekehrt. Alphabetisierung und Aufbau einer medizinischen Versorgung wird selbstverständlich als Verpflichtung der Basisgemeinde empfunden. Die traditionell enge Dorfgemeinschaft (Ayllu) noch aus der Inkazeit schafft dabei günstige Voraussetzungen.

In den jungen Küstenstädten gibt es solche Traditionen nicht. Doch besteht in den armen Stadtrandsiedlungen („Pueblos Jovenes“, junge Gemeinden, schönfärbend genannt) ebenfalls eine feste Gemeinschaftsform: der Stadtteil ist in „Manzanas“ (Häuserblocks) eingeteilt. Innerhalb jeder Manzana finden regelmäßig Treffen statt, gibt es Funktionsteilung, in größeren Abständen treffen sich die Repräsentanten der Manzanas innerhalb einer Urbanisation (Stadtteil). Diese Organisationsform hat sich durch die Notwendigkeit gebildet, gemeinsam für Wasser-, Strom- und Telefonanschluß, für Teerung der Straßen oder die Errichtung eines Medizinpostens zu kämpfen. So waren z.B. in Ciudad de Dios, dem Stadtteil Limas, in dem ich wohnte, die Menschen eben dabei, die Teerung ihrer Straßen zu organisieren — eine Aktion, die sie ganz aus eigener Tasche finanzieren mußten. Auch diese Gemeinschaftsform bildet günstige Rahmenbedingungen für christliche Basisgemeinden.

Was die Laienbeteiligung angeht, so ist sie bei den protestantischen Gruppen enorm. Katholik zu sein ist Tradition. Protestant zu sein ist dagegen eine echte Entscheidung, zeitweise mit erheblichen Konsequenzen wie dem faktischen Ausscheiden aus der Dorfgemeinschaft. Ich habe in protestantischen Gottesdiensten oft erlebt, daß Laien ganz selbstverständlich den Gottesdienst leiten, der Pfarrer nur die Predigt hält, daß Laien Konfirmandenunterricht, Sonntagsschule und dergleichen durchführen. Dieses Engagement ist dort am größten, wo keine vollberuflichen Geistlichen zur Verfügung stehen, denen man die Arbeit überlassen kann. Nicht zufällig waren die Gottesdienste der Alianza-Kirche die einzigen protestantischen Gottesdienste in Peru, in denen der Gottesdienst ganz in den Händen von Pfarrern lag. Die Alianza, mit amerikanischen Geldern reich versorgt, unterhält eine Vielzahl vollberuflicher Geistlicher — Gemeindepfarrer und Missionare.

Allerdings gibt es nur wenige protestantische Basisgemeinden in vollem Sinne. Oft fehlt ihnen das Engagement im weltlichen Bereich. Da dem Katholizismus eine bestimmte Weltlichkeit anhaftet, haben offenbar viele protestantische Gruppen als Gegenreaktion eine weltabgewandte, „spirituelle“ Religiosität entwickelt, die es ihnen verbietet, Straßenbau oder Wasseranschluß als ihre Aufgaben zu betrachten.

Doch gibt es auch einige protestantische Beispiele, die den Namen Basisgemeinde voll verdienen. Ich denke vor allem an die lutherische Gemeinde in Lurin bei Lima,

wo die Einheimischen mittlerweile unabhängig von ausländischen Missionaren Gottesdienste organisieren, sich eine Frauengruppe trifft und Alphabetisierungskurse durchgeführt werden.

8. Zusammenfassende Schlußbemerkung

Als Bewohner einer Wohlstandsgesellschaft waren „die Armen“ für mich bisher eine irrealer Größe. Sie waren einerseits Objekte meines karitativen Mitleids, andererseits Gegenstände romantischer Verklärung — wie sehr sehne ich mich in Deutschland nach dem „einfachen Leben“, wo wir in unseren Wohlstandsproblemen fast erstickten! Und hat nicht Jesus das Leben in Armut gepriesen, indem er die Armen seligpries und den reichen Jüngling zur Aufgabe allen Reichtums aufforderte?

In einem Jahr hier in Peru habe ich gelernt: Armut ist nichts Romantisches; sie ist schmutzig, stinkt, macht Menschen brutal und läßt keinerlei Raum für Kindheit und Zärtlichkeit, weil sie das Leben in einen einzigen Existenzkampf verwandelt, vom ersten bis zum letzten Atemzug. Arme sind nicht besser als Reiche (im moralischen Sinne). Armut zwingt Menschen bisweilen dazu, mit allen Mitteln um ihr Überleben zu kämpfen. Nicht nur als Reicher, auch als Armer ist es unendlich schwer, Christ zu sein.

In diesem Zusammenhang war es für mich ein „Augenöffner“, als Alejandro Cusianovich in einer Begegnung sagte: „Jesus hat nicht die *Armut*, sondern die *Armen* seliggepriesen.“ In diesem Satz habe ich den Schlüssel für ein neues und tieferes Verständnis der biblischen Worte über die Armut gefunden, das der in Peru erfahrenen Realität gerecht wird: Jesus wendet sich nicht den Armen zu, weil diese bessere Menschen wären, sondern weil sie seiner Liebe mehr bedürfen. Er wirbt nicht für Armut, sondern für Freiheit zur Nachfolge. Er preist die Armen selig, nicht, weil Armut ein seliger Zustand wäre, sondern weil diesen Armen die besondere Liebe Gottes gilt, gerade in ihrem unseligen Zustand. Er sagt, daß ihrer das Reich Gottes ist und meint damit, daß diese Armen in Gottes Heilsplan mehr sein sollen als Empfänger karitativer Fürsorge, was sie durch die Jahrhunderte mit abendländischer Tradition waren und weitgehend geblieben sind. Das ist vielleicht das Besondere an der Theologie der Befreiung: nicht daß sie irgendwie „für die Armen“ ist — wer wäre das nicht, als guter Christ! —, sondern daß sie von Objekten karitativer Fürsorge zu Subjekten in Gottes Heilsplan werden. Die Armen als das neue Volk Gottes.

Auch in der Geschichte Perus ist die Seligpreisung der Armen mit der Seligpreisung der Armut vertauscht worden. Bewußt ist Opium unter dem Volk gestreut worden, gerade auch von der Kirche. Als ich in einer Predigt ausführte, daß Jesus die Armen und nicht die Armut seligpries, kam hinterher ein Campesino auf mich zu und sagte tief bewegt: „Das habe ich heute zum erstenmal gehört! Mir haben sie mein Leben lang beigebracht, Jesus gefalle es, daß ich arm bin, und ich habe mich immer gefragt: was ist das für ein Jesus? Weiß der nicht, wie hart das Leben des Armen ist?“

„Je länger wir hier sind, desto weniger verstehen wir die Leute“. Dieses Wort kann ich heute bis zu einem bestimmten Grade teilen. Ich habe manche Einsicht gewonnen, aber mindestens ebensoviele neue Fragen haben sich mir ergeben. Ob die unsichtbare Mauer zwischen Peruaner und „Gringo“ jemals gesprengt werden kann, bleibt für mich eine offene Frage.

Winfried Maier-Revoredo